

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1906**

215 (15.9.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 37

## Aus fernen Zonen.

Land- und Seestudien.

Von Karl Stötcher (Wiesbaden).

(Nachdr. verb.)

### II. In der Goldmine.

Johannesburg (Transvaal), den ...

„Nun schlüpfen Sie in diese alte Hose hinein!“ sagte mir der Minendirektor.

„Drrr! ... Haben Sie nicht eine noch schmutzigere? Sie ist auch viel zu lang!“

„Nun nichts. Wird sie umgetrempelt. Eine Mine ist kein Salon ... So! ... Und nun noch die alte Jacke drüber ... und die Mütze drauf ... fertig!“

Ich sehe aus, wie ein in Hosentneiden herumtreifender Nagelband. Oder wie ein Einbrecher in die Goldminen Johannesburgs, ein Einbrecher in den südafrikanischen Selbsthant.

„Sagen wir, wie ein praktischer Mensch, der seine Siebenfachen schon, wenn er unten in der Mine umhersteigen will.“

Dieser jorkische Dialog wird in einem kleinen Zimmer des mächtigen Maschinengebäudes der Goldmine „Meyer und Charlton“ geführt. Schmütze, oft die mit Erde bestreute Mütze, Faden, Hosenschnur, an großen Nägeln hängend, bevölkert ringsum die Wände. In solch gewöhnlicher Toilette merken sich die Minenbeamten, sobald sie den unterirdischen Tiefen einen Besuch abstatten. In solch gewählter Toilette stehe auch ich jetzt, während ich sinnend durch das offene Fenster blicke und mich erinnere, wie ich hierher gekommen bin. ...

Johannesburg mit seiner fieberhaften Erregung, seiner geschäftigen Brandung ließ ich hinter mir. Eine Droschkenfahrt von kaum einer halben Stunde, und ich bin mitten drin in der Atmosphäre dieser gefeierten Goldfelder — Goldfelder, welche so vielen Menschen die Köpfe verwirren.

„So, das nenne ich Leben! ... Die Luft ist erschüttert vom Säuen der Maschinen, vom Gedonner der Hochwerke, vom Krachen der Schornsteine, deren dicker Rauch über den klaren Himmel hindurbiegt. Rasch plätschert in all den von mir passierten Gräben milchartiges, silbergraues Wasser von dannen, der trübe Abfluss von „großer Wäsche“ — von Goldwäsche. Schwereladene, mit Maultieren bespannte Wagen knirschen auf den graudunigen Wegen, und truppenweise trotten Minenarbeiter, halbnaakte Kaffern, vorüber. ... Je näher ich komme, desto stärker wird das Lärmen, desto toller das Gellen. Vorwärts, ihr feuchenden Maschinen! Vorwärts, ihr Menschen! Gold, Gold heraufgeschafft aus schaurigen Tiefen! Denn „Gold“ heißt die Lösung dieser Erde. ... Jetzt nähere ich mich einem turmartigen Gerüst, auf welchem sich hoch oben in freier Luft vier mächtige Räder mit den darüberlaufenden Drahtseilen drehen — Drahtseile, an denen die in den Schacht auf und nieder rollenden eisernen Karren hängen. ...

Inzwischen hat der Minendirektor gleichfalls seine Galatölette angelegt. Sie sieht der meinen an Schöbigkeit nichts nach. „Ja, so Zwei wie wir Zwei!“ Er reißt mich aus meinen Träumereien und drückt mit einem Ruck mit einer Stearinleuchte in die Hand. ... Ich folge ihm. Vor mir tut sich eine mächtige, schief absteigende Oeffnung auf. Dies der weitgähnende Rachen des Schachts, der mich verschlingen soll. Zwei schmale Schienentränge laufen schief hinab und verlieren sich in der Dunkelheit.

„Him, him!“ ertönt ein Glockensignal. Ein auf den Schienen rasch dahergehender Eisenkarren, der sonst mit dem Herausziehen des goldhaltigen Gesteins beschäftigt ist, hält vor mir. Ich schwinde mit dem Minendirektor hinein in das schiefste GEFÄHRT, glückliche sofort auf dem fernen Boden in die untere Erde — das Hinabsteigen in den Schacht beginnt. ... erst langsam, langsam, dann schneller und schneller. ...

Sobald geht's in schmale Tiefe, in graufeste Einsamkeit, in schwarze Finsternis. ... hinab in die goldenen Vorratskammern der Millionäre, hinab in die Segeltage verblühener Gehäule. ... Kleiner und kleiner wird das oben vom Einfabriksloch hereinströmende Tageslicht. Jetzt strahlt es herab wie ein vereiniamter Stern am nachtschwarzen Himmel. Oh, wie tief das geht in tiefer Stille! ...

„Him, him!“ ertönt ein Glockensignal. Ein auf den Schienen rasch dahergehender Eisenkarren, der sonst mit dem Herausziehen des goldhaltigen Gesteins beschäftigt ist, hält vor mir. Ich schwinde mit dem Minendirektor hinein in das schiefste GEFÄHRT, glückliche sofort auf dem fernen Boden in die untere Erde — das Hinabsteigen in den Schacht beginnt. ... erst langsam, langsam, dann schneller und schneller. ...

Sobald geht's in schmale Tiefe, in graufeste Einsamkeit, in schwarze Finsternis. ... hinab in die goldenen Vorratskammern der Millionäre, hinab in die Segeltage verblühener Gehäule. ... Kleiner und kleiner wird das oben vom Einfabriksloch hereinströmende Tageslicht. Jetzt strahlt es herab wie ein vereiniamter Stern am nachtschwarzen Himmel. Oh, wie tief das geht in tiefer Stille! ...

„Him, him!“ ertönt ein Glockensignal. Ein auf den Schienen rasch dahergehender Eisenkarren, der sonst mit dem Herausziehen des goldhaltigen Gesteins beschäftigt ist, hält vor mir. Ich schwinde mit dem Minendirektor hinein in das schiefste GEFÄHRT, glückliche sofort auf dem fernen Boden in die untere Erde — das Hinabsteigen in den Schacht beginnt. ... erst langsam, langsam, dann schneller und schneller. ...

Sobald geht's in schmale Tiefe, in graufeste Einsamkeit, in schwarze Finsternis. ... hinab in die goldenen Vorratskammern der Millionäre, hinab in die Segeltage verblühener Gehäule. ... Kleiner und kleiner wird das oben vom Einfabriksloch hereinströmende Tageslicht. Jetzt strahlt es herab wie ein vereiniamter Stern am nachtschwarzen Himmel. Oh, wie tief das geht in tiefer Stille! ...

„Him, him!“ ertönt ein Glockensignal. Ein auf den Schienen rasch dahergehender Eisenkarren, der sonst mit dem Herausziehen des goldhaltigen Gesteins beschäftigt ist, hält vor mir. Ich schwinde mit dem Minendirektor hinein in das schiefste GEFÄHRT, glückliche sofort auf dem fernen Boden in die untere Erde — das Hinabsteigen in den Schacht beginnt. ... erst langsam, langsam, dann schneller und schneller. ...

Sobald geht's in schmale Tiefe, in graufeste Einsamkeit, in schwarze Finsternis. ... hinab in die goldenen Vorratskammern der Millionäre, hinab in die Segeltage verblühener Gehäule. ... Kleiner und kleiner wird das oben vom Einfabriksloch hereinströmende Tageslicht. Jetzt strahlt es herab wie ein vereiniamter Stern am nachtschwarzen Himmel. Oh, wie tief das geht in tiefer Stille! ...

„Him, him!“ ertönt ein Glockensignal. Ein auf den Schienen rasch dahergehender Eisenkarren, der sonst mit dem Herausziehen des goldhaltigen Gesteins beschäftigt ist, hält vor mir. Ich schwinde mit dem Minendirektor hinein in das schiefste GEFÄHRT, glückliche sofort auf dem fernen Boden in die untere Erde — das Hinabsteigen in den Schacht beginnt. ... erst langsam, langsam, dann schneller und schneller. ...

Sobald geht's in schmale Tiefe, in graufeste Einsamkeit, in schwarze Finsternis. ... hinab in die goldenen Vorratskammern der Millionäre, hinab in die Segeltage verblühener Gehäule. ... Kleiner und kleiner wird das oben vom Einfabriksloch hereinströmende Tageslicht. Jetzt strahlt es herab wie ein vereiniamter Stern am nachtschwarzen Himmel. Oh, wie tief das geht in tiefer Stille! ...

strichene Dynamitfisten. ... Aber immer Nacht, Verlassenheit, Schrecken. ...

Nach und nach belebt sich die unheimliche Stille. Im Vordwärtsschreiten höre ich aus den Felswänden dumpfes Röhren, entferntes Gähnen. ... Platz da! Einige mit feuchtem Gestein beladene Karren raseln vorüber, von schattigen Gestalten geschoben. Weit da vorn glänzen matte Lichter auf. Von dort her bringt verhaltenes Lärmen, wirres Losen, das sich bei meinem Näherkommen rasch verstärkt. Hier, am Ende des sich verengenden Stollens stehen, sitzen, knien, liegen halbnaakte Kaffern, herumarbeitend am spröden Gestein. Das hämmert, knallt, donnert, knallt, treibt spitze Eisenkeile ins spröde Gestein. Das bröckelt los, türmt sich zu großen Steinhaufen, die auf bereitstehende Karren verladen werden. Dann vorwärts damit, rasch hinauf ans Tageslicht! Da oben auf der Erde braucht man viel Gold!

Der Minendirektor hebt die Kerze und beleuchtet die feuchte Felswand. Eingesprengt in den Sandstein zieht sich schief abwärts eine meterdicke Quarzschiefer. Da, dies das geseignete Gestein, welches in kleinen, faum sichtbaren Körnchen jenes, von Millionen pochenden Herzen ersehnte Metall birgt, so man „Gold“ tituliert! Jetzt grüße ich die Majestät des Goldes „an der Quelle!“ ...

Hier die Stelle, wo verschiedene dunkle Gänge abzuweichen, und auf ab geht es jetzt in all den schaurigen Stollen. O, der bunten Erdkruste in diesen Tiefen! Hier arbeitet eine kleine, kunstvoll konstruierte Bohrmachine zwei spitzwinklig aufeinander laufende Räder ins Gestein, Räder, in welche dann zum Herauspressen des dazwischen trockenen Erdreichs Dynamit gelegt wird. Dort sitzen halbnaakte Kaffern auf Goldgestein und verzehren ihr trockenes Maisbrot.

Ich schlüpfte in eine Felskluft, während mein Begleiter zurückbleibt. ... Sub, plötzlich fühle ich mich in dieser furchtbaren Abgeschiedenheit, wo in nächster Nachbarschaft in all den angränzenden Goldminen so unzählige Millionen lagern, schaurig vereinsamt, schaurig allein — allein mit einem märchenhaften Kieleskapital, mit dem gar mancher Großmacht all ihre Staatsschulden bar abschütteln könnte; allein mit so manch blühender Mitgift, nach denen Tausende von Offiziersjähren klappern werden; allein mit so viel Schriftstellerhonorar, ausreichend für „sämtliche Werke“ der Erde.

Genug, genug! Ich sehne mich wieder nach oben.

Mit meinem vertrauten Eisenkarren fußtiere ich aus der düsteren Heimat der Millionen dem rosigem Tageslicht entgegen. In der Tat, das ist ein angenehmer Wechsel.

Jetzt steige ich oben auf dem Gerüste des Maschinenhauses herum. Unausgeseht kommen von unten herauf die mit Gestein beladenen Karren angeschwipert. Donnernd entleeren sie sich und versinken dann wieder in die Tiefe, während oben das Gestein in die scharfen Mühlen gerät, die es knirschend zermalmen. ... Dann folge ich der Leidensgeschichte, welche das in diesem Gestein befindliche Gold weiter durchzumachen hat. Dazu gehört manch düstres Kapitel, bevor das blonde Metall beim Aufzählen aus Goldrollen auf dem Bahnlisch gar ariffratisch daherküffern kann.

So gelange ich in das Hochwerk, wo lange Reihen hoher, zentnerschwerer Eisenstamper auf das bereits klein gemahlene, jetzt körnige Gestein losfahren. ... Donnern, Losen, Krachen, Sämmern — dröhnend mischt sich alles zu einem einzigen riesigen Geräusch, vor welchem jeder andere Laut erstirbt. Wenn der Chorus dieser brutalen Eisenstamper spricht, hat der Mensch zu schweigen. Erinnerungsvoll denke ich des Gedonners des Niagara, der gleichfalls feinerlei Nebenbuhlerlaute duldet. ... Ich kann mich mit meinem Begleiter nur durch Zeichen unterhalten durch bewunderndes Kopfnicken, durch zustimmende Gesten. Damen weilen in diesem Räume gewöhnlich nur ganz kurze Zeit, da sie beim besten Willen nicht zu Worte kommen können.

Ach, was schiebt sich noch alles vor meine Augen bei diesem Rundgang: die Goldwäsche, wo vermittelst Quecksilbers der Goldstaub aus dem zermalnten Gestein gewaschen wird; sogar die gewaltigen Eisenkränze, in denen die fertigen Goldbarren ruhen — jene funkenden Goldbarren, von welchen dann der fein säuberlich auf elegantestem Wittenpapier gedruckte Monatsbericht der Mine den Aktionären beim Morgenessens gar erfreuliche Dinge erzählt. ...

Oben auf dem Gerüst stoße ich einen Raden auf und luge durch das Fensterloch ins Weite. ...

Obhin der Blick geht, überall Goldfelder, Goldfelder, Goldfelder, alle zusammen eine ungeheure Gutlande bildend, die meilenweit im Halbfreie Johannesburg umsäumt.

Ja, jetzt blide ich auf das geschwollenste Portemonnaie der Welt! Und weit dahinten in einer mächtigen, rötlichen Staubwolke, in der warmen Luft des sinkenden Tages, liegt das funkränliche, zu einer Weltstadt erwachende Johannesburg, die Hochschule der Millionäre — Johannesburg mit seinem Fortschritt, seinen Errungenschaften, seiner Freiheit, aber auch mit seinem Reichen nach Gold, mit seinen Gründern und Aktionären, Syndikaten und Kompagnien. ...

und vierten Vierteljahr naturgemäß, wenn die geistigen Tätigkeiten einen gewissen Grad erreicht haben, zu einer Zeit, wo auch die Anwenbung der willkürlichen Muskeln lebhafter und schon zielbewußter wird. Der Verstand hat angefangen sich zu entwickeln, das Kind sieht und hört mit Interesse, Neugier und Bspiegler, Teilnahme an den Vorgängen der Außenwelt sind bereits festzustellen, das Vorhandensein des Gedächtnisses vertritt sich zur Freude der Eltern durch mancherlei Anzeichen, das Kind fängt an, immer deutlichere Beweise seines Auffassungsvermögens zu liefern, die Persönlichkeit, das „Ich“ macht sich geltend.

In dieser Lebensperiode, um die Jahresende und noch später kann das Kind schon einige Stunden hintereinander ohne Anstrengung nachbleiben, obwohl noch immer der größte Teil der 24 Stunden eines Tages dem Schlafe vorbehalten bleiben soll. Gegen Ende des zweiten Lebensjahres und bis in das vierte hinein ist noch immer ein zwölfstündiger Nachtschlaf und am Tage ein anderthalb- bis zweistündiger Schlaf ein dringendes Erfordernis.

Da tritt nun die Frage an uns heran: Wann soll denn das Kind aufhören, am Tage zu schlafen? Gibt es auch darauf keine allgemeine gültige Antwort, so pflegt doch Gaffel für gewöhnlich den Rat zu erteilen, daß bei Vorhandensein eines 12-13stündigen guten Nachtschlafes ein Kind im vierten Lebensjahre aufhören kann, am Tage zu schlafen, namentlich wenn es stets und ständig nur mit gewissen Schwierigkeiten am Tage in Schlaf veretzt werden kann. Für die ganze Kindheit bleibt es aber oberstes Gesetz, daß die Kinder je nach dem Alter einer 9-11stündigen Nachtruhe bedürfen. Erst mit beginnender Geschlechtsreife werden wir es für ratsam erachten, daß die Kinder etwas weniger lange schlafen.

### Zierfunde.

**Vielseitigkeit des Fels.** Wohl kaum ein anderes Wort hat eine so vielseitige Bedeutung wie Onos (Fels) in der griechischen Sprache. Das verachtete Tier genießt die Ehre, daß nicht bloß mehrere andere Tiere, sondern auch gewerbliche Erzeugnisse und selbst ein Gestein seinen Namen trägt. Unter den Seetieren ein Fisch vom Geschlecht der Schellfische, wohl ein Stachelhäuter, der auch bei den Römern assellus (Eislein) hieß und als so leckeres Gericht geschätzt war, daß die Lebensart auffam: „Nach dem Felslein mag ich keine alltägliche Speise“. Fels hieß ferner eine umgeflügelte Heuschreckenart, vielleicht die, welche wir Heu- und Graswespen nennen. Das widerliche Insekt, das wir Kellerassel benamen, führt diesen Namen nach dem Griechischen, worin es Fels hieß, während die Zoologie nur die Wasserasseln assellina gekannt hat. Weiter nannten die Griechen Fels den oberen und kleineren von den beiden Mithlsteinen, der auf dem unteren liegt, um das Korn zu zerreiben. Desgleichen hießen sie so die Spindel am Roden und diesen selbst. Auch eine Zugmaschine, die Winde, soann die Rolle und der Gabel zum Aufziehen heißen bei Herodot und Aristoteles Fels. Nach den „Welpen“ des Aristophanes (L. 616) trug den Namen Fels auch eine Weinkanne mit engem Hals, die beim Einschenken „mit offenem Rachen laut ein mächtiges Z-a brüllt“. Weiter das Ath auf dem Würfel. Fels hieß auch der Besiegte beim Ballspiel. Endlich wurde das geschäftig-unterwürfige Geschöpf auch in den Himmel und unter die Sterne veretzt wie mancher menschliche Fels. Es sind zwei Sterne in der Krippe beim Tierkreisbild des Krebses, welche die Astrologie noch jetzt „die beiden Fels“ nennt.

## Allerlei.

**Sei freundlich mit deinen Kindern.** Du hast viel Arbeit und wenig freie Zeit. Du mußt den Haushalt belagern, du trägst nachmittags Zeitungen aus, oder du nähst zu Hause oder halt eine andere Nebenarbeit. Das raubt dir die Herbststunden, in denen du deinen Kindern leben müßtest. Du schliffst in solchen „Muffstunden“ die zerrissenen Kleider der Kinder und hilfst ihnen bei den Schularbeiten. Und du wirst grüßig, nervös, unruhig. Dich ärgert jede Kleinigkeit an deinen Kindern. Du wirst leicht bösig und vergißt dich in deinem Zorn, und aus deinem Gesicht spricht Herbitheit und Verschlossenheit. Deine Kinder aber schleichen sich um dich herum und wagen kaum zu atmen, um nicht einen neuen Zornesausbruch heraufzubeschwören. O, ich begreife deine Stimmung, armes Weib, du hast es schwer, und wir wollen helfen, dir dein schweres Los zu erleichtern. Aber verusche doch auch du, deinen Kindern gelegentlich ein fröhliches Gesicht zu zeigen. Schüttle den Griesgram und den Mißmut, die Nervosität und die Unruhe ab und sei fröhlich mit deinen Kindern. Zübelnd werden sie um dich herumspringen, ihre lachenden Augen werden dein verbittertes Gemüt erwärmen, ihre Fröhlichkeit wird dich anstecken, und du wirst hernach deine schwere Arbeit leichter vollbringen als zuvor. Darum sei freundlich mit deinen Kindern!

(h. sch. in der Frauenbeilage der Gleichheit).

**Gemütliches aus Thüringen.** In einem Dorfe Thüringens und an einem wunderbaren Sommerstage war es, als dort eine Hochzeit gefeiert wurde. Kind und Regel waren in der Kirche. Das Haus des Bräutigams lag still in der Sonne, und nur drei Ziegen, die ab und zu miederten, verrieten, daß hier noch lebende Wesen weilten. Als die Hochzeiter zurückkamen, tönte ihnen aus dem ersten Obergeschloß lautes und freundliches Gemeder entgegen. Die Brautmutter ließ sofort nachsehen. Angstvolle Rufe von oben: „Du lieber Gutt, du lieber Gutt! Oh, du großer hembelcher Vohder!“ Darauf die Hausfrau: „Was is?“ „De Ziden hün denn ganzen Wätschenfuchen abgelädert!“ Und wirklich: ein ganzes Stückchen war total verwischt. Das Gebäck war auf Wleden und Brettern am Fußboden nebeneinander geordnet worden. Die Ziegen, drei Bruchtemple, die stets frei umherliefen, waren die Treppe hinaufgestiegen und ins Küchenschloß gelangt. Dem Pfaffenkuchen hatten sie „Freißflechtige Kahlheit“ beigebracht, und die ganze große Fläche erwecke

den Anschein, als habe sich dort ein halbes Duzend unnützer Haunsengel getummelt: überall Abdrücke von Hockfüßen. „s tiet nescht, s tiet nescht,“ sagte die Brautmutter, „de Ziden welln doch was bunnen der Sochtzsch hün!“

Die Thür. Nachr. brachten in einer der letzten Nummern folgendes originelle Inserat: „3 Mark Belohnung erhält derjenige, der uns die Person namhaft macht, die einem hübschen Mädchen von Kleinbüschlein in Nothenstein ein Nachtgeschirr mit mehrerlei Inhalt über den Kopf ergoß, so daß sie damit das Langvergönnen nicht wieder besuchen konnte. Nothenstein, den 20. August. S. D. F. W.“ — Mehrerlei Inhalt ist gut.

**Keine unglücklichen Ehen, keine Scheidungen mehr!** Jawohl, meine Damen und Herren, die Sache ist fabelhaft einfach, nichts wie ein Rednerexempel. Und Sachen ist das Rand, in dem ein klüner Mann lebt, der dieses funkelnegehe Heiratsrezept am eigenen Seibe erproben will. Eine Leipziger Zeitung bringt folgende Annonce:

„Die Grundbedingung für eine harmonische Ehe ist gegenseitige Ergänzungsfähigkeit der Gatten in seelischer, geistiger und körperlicher Beziehung. Die Persönlichkeit des ergänzenden Teils läßt sich auf Grund k o s m i s c h e r G e s e h e im voraus nach dem Geburtsdatum bestimmen. Für die Vereinigung eines am 24. Oktober 1873 geborenen Herrn mit einer am 25. November 1875, 22. November 1878, 27. November 1888 oder 23. November 1886 geborenen Dame treffen vorstehende ideale Voraussetzungen zu. Redige, gebildete, an genannten Daten geborene Damen sind erlucht, eine beglaubigte Abschrift der Geburtsurkunde mit Angabe der Tageszeit der Geburt einzusenden.“

Wie einfach ist doch nach diesem Rezept das Heiraten! Da gibt es keine Qual der Wahl mehr. Nur eines könnte Sorge machen — welche der vier Damen ist nun die unbedingt richtige? Oder will der Himmel — denn der Einsender hat doch wohl das Horoskop befragt — die Welweiberei befristeten? Nur eines ist fatal dabei — nun darf sich keine Dame mehr einen Rednerfehler bei der Angabe ihres Alters zu Schulden kommen lassen. Und dann müssen auch die Mütter — wie dies ja schon bei getränten Säuglingen der Fall ist — genau die Stunde der Entbindung beglaubigen lassen. Aber das ist eine leichte Mühe im Vergleich zu der bisherigen Schwierigkeit, eine Tochter an den Mann zu bringen!

**Der Anfang einer Amazonentruppe?** Aus der sächsischen Stadt Rottschappel wird berichtet: Die bureaukratische Schablone hat unierem Gemeinbeamt einen lustigen Streich gespielt. Auf dem Gemeinbeamt werden u. a. zur Aufforderung an gewisse Personen, nachzuweisen, daß sie geimpft sind, hektographierte Formulare verwendet. In diesen ist davon die Rede, daß als Ausweis auch der Militärpaß gilt. In der vorliegenden Aufforderung heißt es nun:

„An Fräulein ... Fabrikarbeiterin, hier. Sie werden hiermit veranlaßt uhw. Der Nachweis der Impfung würde durch Vorlegung Ihres Militärpasses als erbracht gelten, sofern aus demselben herbergeht, daß Sie innerhalb der letzten zehn Jahre in das Heer eingetreten sind.“

Das Formular ist unterschrieben mit Heydrich! Auf dem Gemeinbeamt in Rottschappel lebt man demnach schon in dem Gedanken, daß auch das schöne Geschlecht in den „bunten Rod des Königs“ gesteckt werden kann. Ahnungsvoller Engel!

Ein ähnlicher Fall wird ferner von der Elbinger Zeitung mitgeteilt. Das Blatt schreibt: Zur Kaballerie angeheft. Fräulein M. in Rassenheim (Sprengeln), eine erwachsene Bürgerstochter, erhielt dieser Tage vom Bezirkskommando zu Ortelburg einen Stellungsbefehl zugehend, worin ihr die Mitteilung gemacht wird, daß sie zur Kavallerie angeheft sei und sich am 10. Oktober an Ort und Stelle zu melden hätte. Ob sie wohl erscheinen wird?

### Merkworte.

Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird. Goethe.

Das Sprichwort auch ist wahr: Wer sitzt in dem Möhrich und keine Pseife da sich schneidet, der ist töricht. Und wer die günstige Gelegenheit verdammt, der ist es, der das kalt gewordne Eisen hämmert! Rückert. Weisheit des Brahmanen. 11. B.

### Humoristisches.

**Glaubhaft.** Chemann (der morgens erst nach Haus kommt): „Sei nicht böse, daß ich so spät komm, Weibchen; denk dir, dem Ochsenwirt seine Schwiegermutter ist gestern Abend plötzlich gestorben, und da haben wir bis jetzt gefessen und ihn — getröfelt!“

**In der Saison.** Fremder (zum Dorfschulthei, der zugleich eine Fremdenpension hat): „Geben Sie dem kein Spritzenhaus hier im Dorf, daß sie die beiden Verbredner einzuweilen inhaftieren können?“ — „Ja, haben tun wir schon ein; aber wissen Sie, da find augenblicklich grad a paar Sommerfrischler mit ihren Familien untergebracht!“ (Weggendorfer Blätter)

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, G e d u. Cie., Karlsruhe i. B.

## Tannenleben.

Ich bin wieder auf der Felsberggerhöhe und muß schon drei Tage lang immer wieder an des Waldschulmeisters Andreas Erdmanns großes Wort denken: „Nur der Einsame findet den Wald; wo ihn mehrere suchen, da flieht er und nur die Bäume bleiben zurück.“ Wahr ist das.

Aber wenn auch nur die Bäume zurückbleiben, so ist es oft noch genug und für viele zu viel. So ist mit der Tanne. Die meisten Menschen wissen, daß die Tanne ein immergrüner Baum ist, Nadeln statt Blätter hat, eine schmale Pyramide bildet und ob in einem duffigen Nadelbesen endet. Und wenn sie beim Bier und im Zigarrenrauch mit tiefem Bassstimmen das Lied singen:

O Tannenbaum, o Tannenbaum,  
Wie grün sind deine Blätter,

so glauben sie den Tannenbaum bestimmt zu kennen. Ich habe da oben versucht, das Leben der Tannen auszukundschaffen. Es ist nicht viel anders als das Leben der Menschen. Geburt, Sterben, Freuden, Sorgen, Kämpfe, Sturm, Not und Tod.

Drunten in den Wäldern des Fürsten von Fürstberg, dem der Wald eine goldmehrende Kuh ist, stehen in den Nadelungen die Baumschulen, mit den kleinen Tannkindern. Schnurgerade in Reih und Glied stehen sie da, mit ihren zarten hellgrünen Nadeln, die sich nach allen Seiten recken. Sie sind nicht auf die Welt gekommen im freien Wald, wo aus einem Tannensapf ein luftiger Spross ein gesüßgeltes Samenorn zu Erde wirtselt und im feinsten Waldboden Würzselchen schlägt. Sie sind „gegest“. Und jetzt, wo sie jung und in die Schule gepflanzt sind, wurden sie auch „gegest“. Die Kräftigsten sind diejenigen, die ihre Nadeln schön gleichmäßig nach allen Richtungen strecken und sich Mühlgaben, einen recht holzreichen Stamm zu bekommen. Denn das bringt dem Fürsten Geld. Die Kräftigsten sind diejenigen, die ihre Nadeln schön gleichmäßig nach allen Richtungen strecken und sich Mühlgaben, einen recht holzreichen Stamm zu bekommen. Denn das bringt dem Fürsten Geld.

Die Kräftigsten sind diejenigen, die ihre Nadeln schön gleichmäßig nach allen Richtungen strecken und sich Mühlgaben, einen recht holzreichen Stamm zu bekommen. Denn das bringt dem Fürsten Geld.

Die Kräftigsten sind diejenigen, die ihre Nadeln schön gleichmäßig nach allen Richtungen strecken und sich Mühlgaben, einen recht holzreichen Stamm zu bekommen. Denn das bringt dem Fürsten Geld.

Die Kräftigsten sind diejenigen, die ihre Nadeln schön gleichmäßig nach allen Richtungen strecken und sich Mühlgaben, einen recht holzreichen Stamm zu bekommen. Denn das bringt dem Fürsten Geld.

Die Kräftigsten sind diejenigen, die ihre Nadeln schön gleichmäßig nach allen Richtungen strecken und sich Mühlgaben, einen recht holzreichen Stamm zu bekommen. Denn das bringt dem Fürsten Geld.

Aber ein glückliches Leben hat die Tanne doch noch in den Wäldern, wo noch keine fürstlichen Kammerrechner fortwährend am Ertrag herumaddieren.

In den alten Wäldern reicher Bauern, die keine Nadeln machen müssen, um den hypothehenbelasteten Hof zu erleichtern, da stehen sie auf moosbedecktem Waldboden, wie Säulen gotischer Spitzbogenbauten. Etolz und gerade empor ragen die mächtigen silbergrauen Stämme, aus denen sich die knorrigen Aestronen herauswachsen. Von den Zweigen hängen die grünen Moosbänke und aus den Rissen trieft der duffende Harz balsam. Das sind die Veteranen des Waldes, die Meister geworden sind über den Sturm und die Vorkämpfer und anderes Waldungeziefer. Sie genießen in Sicherheit ein glückliches Alter und wenn einst die Holzschläge mit den Aexten, der großen Säge und dem langen Seil kommen, dann schützen sie krachend mit Urgehwäl in das Unterholz und sterben würdig. Und die Wälder aus ihrem Holz halten 3-4 Jahrhunderte, während das Holz des rauch aufgetriebenen Nutzwaldes kaum seine fünfzigjährig ausfährt. Aber dieser friedvollen Waldriebe wird es da oben immer weniger. Der moderne Fortbetrieb rückt ihnen immer mehr zu nahe und die Zeit ist nicht mehr ferne, wo man von ihnen nur noch erzählt, wie mir gestern ein alter Herr erzählt hat von dem Zwerghannwald, der noch vor fünfzig Jahren am Seebud stand, der jetzt kahles Weidfeld ist.

Das waren die Ausgestoßenen und Verdrängten der Tannen. Der Wind hat die beflügelteten Samenförner vor hunderten von Jahren da hinauf zwischen das Heidekraut getragen und in dessen Schutz haben sie Wurzel gefast. Zahlreng haben sie nur Wurzeln getrieben und sich mit den Spizen nicht über das Heidekraut hinausgewagt. Denn der Sturm, der auf diesen Höhen ein toller Gewalt ist und alles an den Boden drückt,

war ihr schlimmster Feind. So haben sie am Boden in Jahrzehnten ein gähres unentwirrbares Wurzelgeflecht gewebt und haben dann, als sie sich mit tausend Wurzelfingern in die Erde gegraben, alle Kraft in den Stamm gefandt, der kurz und dick und buidelig wurde, aber fest wie Eisen. An diesem Zwerghannwald haben einige dünne knorrige Aestlein heraus, die dem dahersahrenden Sturm keinen Widerstand boten und ihn auslachten, wenn er sie fassen wollte. Was aber der Sturm mit diesem hundertjährigen Volk der Zwerghannen nicht fertig brachte, das erreichte Menschenhand mit Feuer und Art. Nur drüben an der St. Wilhelmshütte, da steht noch solcher vielhundertjähriger Zwerghannwald. Nach eigener Raune und eigenem Bedürfnis sind sie hier gewachsen. Die Stämme haben Krümmungen wie Trompeten, steigen auf und ab und wieder auf. Kein grüner Zweig wächst mehr in dem wirren Dickicht dieses Baumzwerghanns, das sich mit erstirbenden Armen umklamern festhält. Aus den Gestalten dieser krummen und buideligen Tannen, zwischen denen Bergahorne mit duftigen Raubschöpfen prächtig stehen, muß sich das Schwarzwälder Volk seine Zwerg- und Koboldlagen zusammengebastelt haben.

Schöner als dieser unheimliche Zwerghannwald ist es, die Sonderlinge und Einsamkeiten unter den Tannen zu sehen. Sie haben einen gewaltigen Felsblock mit dem Wurzelarmen umschlungen und stehen kühn und stolz allein auf weiter Bergsäge. Alles ist vom Sturm niedergemacht, nur nicht die stolze Einsame. In ihren Wipfeln weht das Stimmelnau und wenn der Frost und Winter kommt, dann steht sie im strahlenden Silbergeschmeid von Schnee und Eis wie ein trotzig unbeugbares Leben. Und doch auch sie stirzt einmal. Zwischen dem Seebud und Waldmeoer Busch liegt der Tannenkirchhof. Das waren einst Dugend der letzten Mositaner auf diesen rauen Höhen. Eine nach der andern hat der drüllende Sturm in den letzten fünfzig Jahren nach langem Ringen getrieft oder entwurzelt. Sonne und Regen haben sie gesät und das nackte Holz gleicht wie Knochen. Da liegen sie die weißen Baumstämme und strecken ihre spizen Aeste, die sich im langsamen Sterben gebunden und gedreht haben, drohend gegen den Himmel. Einige Stämme sind schon halb begraben im Moor und sehen wie lange Särge aus. Das ist der Kirchhof der Tannen, die nicht von Menschenhand gefallen sind, und die gekämpft haben bis ans Ende. Die silberweißen Farnen sind vom Wetter herausgemeißelt und ihr Holz ist hart, wie das alter, zäher Kämpfer. A. F.

## Leuchtende Vulkane.

(Nachdr. verb.)

In den südamerikanischen Anden, namentlich denen von Chile, zeigen die Vulkane ein eigenartiges Leuchten, das schon des öfteren der Gegenstand von Schilderungen geworden ist. So schildert Ribaura in seiner „Geschichte des Königreichs Chile“ dieses Leuchten zum erstenmale. Auch Wiers sagt in seinem Werke „Travels in Chile“ (II), daß man fast in ganz Chile während heiterer Sommernächte ein Wetterleuchten wahrnehme, aber nirgends Wolken sehe oder ein vorausgehendes oder nachfolgendes Gewitter beobachte. Wenen erzählt in seiner „Reise um die Erde“ (I), daß dieses Leuchten um so stärker sei, je näher er an die Vulkane kam und je klarer die Atmosphäre war. Die merkwürdigsten aus dem Vulkan von Antagua bald nach Sonnenuntergang hervorstrahlenden Feuerfarben sind von den dort heimischen Bewohnern oft beobachtet worden. Die auf dem Rücken der Nordküsten dabei hörbaren Geräusche gleichen fernem Kanonendonner und wurden von Meyen als Explosionen in den Kratern des Vulkans gedeutet.

Ueber die Natur dieses Leuchtens und der Geräusche sind von den Reisenden die verschiedensten Ansichten laut geworden. Einige halten es für Erglühen der Lava in den Kratern der Vulkane, andere für glühende Gasmassen, die aus den Kratern aufsteigen, wieder andere für ferne Gewitter, eine vierte Reihe von Beobachtern für trockene Gewitter in den Andentälern. Auffallend ist, daß Reisende, die die Andenpässe zurzeit solcher Lichterscheinungen überschritten, nichts von dem Leuchten wahrgenommen hatten und erst in der chilenischen Hauptstadt Santiago von dem brillanten Schauspiel erfuhren, das man in der Richtung ihrer Herkunft wahrgenommen hatte.

Aus all den Berichten ist zu vermuten, daß es sich um keine einheitliche Erscheinung handelt. Das Leuchten mag oft den Vulkanen entspringen, kann aber auch echtes Wetterleuchten sein. Wie manchmal auf der oberbayerischen Hochebene ein Wetterleuchten von Gewittern zu beobachten ist, die in der lombardischen Tiefebene niedergehen, ohne daß in den Alpenstälern viel davon zu merken ist, so kann es auch bei den Anden sein; in Argentinien sich entladende Wetter scheinen über die Anden nach Chile hinüber. Wird das Leuchten mehrere auf einander folgende Nächte beobachtet, so kann es sich um langsame elektrische Ausgleiche über den Anden handeln, wie sie uns unter dem Namen St. Elmsfeuer bekannt sind. Daß das der Fall sein kann, folgt schon aus Schaudis Darstellung in „Petermanns Mitteilungen“ (1860), wo er sagt: „Die elektrische Spannung der Luft (die damals auch sehr trocken war), war eine außerordentliche; bei der geringsten Frikction sprühten alle wollenen Stoffe Funken, ein lästiges Knistern begleitete tags beim Reiten, nachts auf dem Lager eine jede Bewegung. Beim Auf- und Abstatten der Tiere schossen aus den Fingerringen elektrische Flämmchen, an jedem Haare der Tiere saßen bläuliche Punkte.“

Die außerordentliche Trockenheit der chilenischen Küste, die durch ihre Meeresströmung, die Wind- und topographischen Verhältnisse bedingt ist, läßt es in Chile sehr selten zur Gewitterbildung kommen. Die elektrischen Ladungen müssen daher in der Trockenheit ihren Ausgleich finden, und das wird durch die Nähe der Anden begünstigt. Sie wirken wie alle Gebirge als Wligableiter für das Land. Daß nun das dabei beobachtete

Leuchten hauptsächlich am Abend zu beobachten ist, kann daher erklärt werden, daß die schnelle Abkühlung der Luft am Abend nach dem Verschwinden der Sonne unter dem Horizont es noch am ehesten zu größeren Kondensationen des in der Luft enthaltenen Wasserdampfes zu Wassertropfen kommen läßt, die den elektrischen Ausgleich begünstigen, später sich dann aber an den kalten Felsen niederlagern und die Leitfähigkeit der Luft wieder herabmindern, jedoch der Ausgleich wieder aufhört. Die beschriebenen Umstände sind gerade in Chile, Peru und Bolivia vorzüglich vorhanden, jedoch sich dadurch die Beobachtung der Leuchterscheinungen gerade dort erklärt. Daß man dies Leuchten besonders oft bei Vulkanen beobachtet hat, ist auch erklärlich, denn es ist bekannt, daß mit Vulkanen ausbrüchen auch meist heftige elektrische Entladungen verknüpft sind. — Sicherer Aufschluß über die Natur dieses Leuchtens wird man erst durch spektroskopische Beobachtungen erbringen können, die aber bisher unseres Wissens noch nicht angestellt wurden.

## Tagesleben der Vögel.

Th. Die Erde ist, wie schon seit Jahrhunderten bekannt, ein dunkler Weltkörper, doch sich innerlich eines Tages um sich selbst. In einem Zeitraum von 24 Stunden tritt abwechselnd eine Erdhälfte in das Bereich der Sonne. Dann hat sie Tag, und dann in ihrem eigenen Schatten, dann hat sie Nacht. Die erleuchtete Hälfte empfängt von der Sonne Licht und Wärme und jedenfalls noch andere elektrischmagnetische Kräfte; die dunkle Hälfte besitzt diese Lebensbedingungen in viel geringerem Maße. Der Nacht wird das Licht oft völlig, Wärme und andere Lebensbedingungen in bedeutenden Graden entzogen. Dies astronomische, für das Leben so äußerst wichtige Verhältnis von Sonne und Erde, von Tag und Nacht, stellt Herder sehr sinnig als Brautchaft dar. Es ist die Erde gemeint, wenn er sagt:

Du Zimmerjungfrau, du der Sonne Braut!  
Die ewig unermüdet rastlos sich  
Rech um sich selbst sich an des Bräutigams  
Strahlenvollen Widen zu erwärmen,  
Und sich selbst entschläft und wieder neu erwacht  
Und prangt in süßen Jugendträumen.

Dieser Wechsel von Tag und Nacht übt auf alles Lebendige einen ganz entchiedenen Einfluß, ruft regelmäßig wiederkehrende Lebenserscheinungen hervor, eine sogenannte Periodizität des Lebens. Einige dieser periodischen Erscheinungen aus dem Tagebuche der Vögel seien hier zur Darstellung gebracht.

Zunächst ist der Wechsel von Schlaf und Wachen ganz eng mit dem Wechsel der Tageszeiten, wie in dem sogenannten Tierreich überhaupt, so auch in der Vögelwelt verknüpft. Der Wechsel von Schlaf und Wachen ist aber im Grunde nichts weiter als der regelmäßige Wechsel der Verrichtungen von Gehirn und Rückenmark, diesen Mittelpunktsorganen des Nervensystems.

Wie Schlaf und Wachen, Ruhe und Tätigkeit des Tieres in der Vögelwelt sich auf die verschiedenen Tageszeiten verteilen, das können wir wohl am besten an einem Wintertage studieren. Im Winter ist ja der Gegensatz von Tag und Nacht so überaus scharf und bestimmt ausgeprägt. Die Nacht ist so lang, kalt und jeweils so dunkel, der Tag unter Umständen dagegen ist blühend hell. Bei uns schläft entschieden die große Mehrzahl der Vögel des Nachts. Interessant ist nun, daß die Vögel in ihrem Bause besondere Vorrichtungen besitzen, vermöge deren sie sitzend oder stehend schlafen können. Bei den Vögeln nämlich, welche aus den Zweigen sitzen, hat der schlaffe Schenkelmuskel eine lange Flesche, welche über die Kniekehle weggeht und sich mit den Flecken der Begebenner verbindet, bei der Beugung des Unterschenkels also angezogen wird und die Beuge gebogen erhält, jedoch diese den Zweig fest umklammert halten. Bei den stehend schlafenden Sumpfvögeln aber ist am Knie- und Fußgelenke ein Mechanismus, ähnlich der Feder an einem Einlegemeßer, welche das Messer offen, oder die Klinge mit dem Seft in einer Rinne erhält. Namentlich eine Vertiefung am äußeren Knorren des Schenkelbeines, in welche der Kopf des Wadenbeines zu liegen kommt. Diese Tiere ziehen sich dabei mehr oder weniger zusammen, daß sie weniger Oberfläche der Nachtfläche darbieten.

Die Vögel im ganzen haben ein sehr feines Gehör und darum auch einen sehr leichten Schlaf. Das geringste Geräusch weckt sie auf. Sie haben selbst Träume. Das beweisen Töne und Bewegungen. Kanarienvögel und Lerchen singen oft in der Nacht mehrere Triller. Von was mögen diese gedieftenen Träume wohl träumen? Vom guten Futter auf der Weide, vom Feinde, mit dem sie am Tage einen hitzigen Kampf zu bestehen hatten und von der Liebe. Ihre Träume werden relativ nicht anders sein, als die der Menschen. Das Tagesleben der Vögel ist am Tag im engen Sinne, d. h. des Morgens, Mittags und Abends, ziemlich profaisch. Die armen Tiere, die nicht regelmäßig Kost als Hausgenosse empfangen, haben große Nahrungsorgen und füllen den Tag fast ausschließlich nur mit Futterluden aus. Raam sind auf der Tenne die Dreschflieger in Bewegung gesetzt, kaum sind ein paar Körnerchen oder ein paar Wehren im Hof gefallen, gleich sind hungrige Vögel, Sperlinge und Goldammer da, um sie zum Morgenbrote zu verzehren. Viele andere Vögel müssen tägliche Wanderungen machen, weil sie nicht genug in der Nähe finden, viele Krähen bringen die Nacht im Freien zu, in den Wäldern oder wahlgeschützten Felsen, am Tage wandern sie in die Höfe der Dörfer und in die Städte und da sitzen sie auf den Dächern, Mauern und Türmen, als Beobachtungsforps, um die Weite, welche ihnen die Stadt darbietet, aufzuspüren. Abends kehren sie in ihre Nachtquartiere zurück. Es sind domizilierte

Leuchten, keine Vogabunden. Ueberwinternde Gänsecharen am See fliegen in langgezogenem Triangel und mit hellem Geschie auf Morgens auf und kehren am Abend wieder dahin zurück, und das so regelmäßig, wie der auf- und niederfahrende Pendel der Uhr. Nach der allgemeinen Regel schlafen die Vögel des Nachts und sind am Tage tätig. Es gibt aber unter den Vögeln Ausnahmen, Nachtigale und Nachtmandler, und das sind die Sonder- und Finsterlinge, die Dunkelmänner in der Natur.

Das nächtliche Leben veranschaulicht uns am besten die größte unserer einheimischen Eulen, der Uhu. Er horstet in waldigen Gegenden auf alten Bäumen und hohen, unzugänglichen Felsen. Er ist einer der Haupttheiden in der Sage von der wilden Jagd und darf natürlich auch auf dem Bilde der Grenzächte nicht fehlen. Am Tage sitzt dieser Nachtigwärdner im dunkeln Versteck unter Dächern und in alten Bäumen ruhig und schlafend. Seine großen Augen werden vom Lichte der Sonne geblendet. Sie können Tag und Nacht nicht vertragen.

## Volkskunst.

Ueber die volkswirtschaftliche Bedeutung der Volkskunst sprach, wie man der Frankf. Volksstimme aus Dresden schreibt, Professor Dr. Clem. Fuchs aus Freiburg auf der dort abgehaltenen Versammlung für deutsche Volkskunst und Volkstunde. Der Gelehrte hob zunächst hervor, der Begriff Heimatkunst sei sein Schlagwort mehr, sondern eine mächtige lebensfähige Bewegung, und die Befunderhaltung unserer Kultur auf bodenständiger Grundlage sei das erste Ziel. Seit Jahren schon beschränkte man sich nicht mehr auf die Sammlung der Reste der Volkskunst, sondern man sei auch auf die Wiederbelebung und Pflege des Lebensfähigen bedacht. Man finde eine starke Beeinflussung der modernen gemerblichen Entwicklung, bei der die große wirtschaftliche Bedeutung der Volkskunst zum Ausdruck komme. Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Volkskunst sei die Voraussetzung für alle anderen Motive zur Förderung dieser Kunst.

Sodann zeigte der Redner, wie in früheren Zeiten die volkswirtschaftliche Bedeutung der Volkskunst viel größer war als in unserer jetzigen modernen Zeit. Die immer raicher fortschreitende wirtschaftliche Entwicklung habe eine fortgesetzt andauernde Einengung der Volkskunst mit sich bringen müssen; trotzdem sei es aber falsch, zu behaupten, daß dieser Kunst in der modernen Volkswirtschaft nur noch ein historischer Wert zukomme. Im Gegenteil. Sie habe auch heute noch sehr große Bedeutung im Hinblick auf die Ausbildung der Handfertigkeit, die Gewöhnung und Schulung des Auges und der Hand, die Gewöhnung an gelernte qualifizierte Arbeit und die Ausfüllung der arbeitsfreien Stunden vor allen Dingen in ländlichen Gegenden in den langen Wintermonaten. Die vom ländlichen Handwerker oder die vom Gebrauchselbst gefertigten Dinge dienten ebenfalls der Bedarfsdeckung weit solider als die Industrieerzeugnisse. Die Volkskunst bilde auch ein Mittel zur Steuerung der Landflucht und mache es dem vom Lande in die Stadt gezogenen Menschen leichter, ein Fortkommen als qualifizierter Arbeiter zu finden (?).

Die qualifizierte Arbeit aber fördere in erster Linie die volkswirtschaftliche Bedeutung, den Nationalreichtum eines Volkes, wie dies besonders Friedrich Raumann wiederholt mit besonderem Nachdruck betont habe. Dazu komme noch die spezielle Bedeutung, welche der Volkskunst innewohnt für das moderne Kunstgewerbe, denn größte Zweckmäßigkeit und Güte des Materials seien immer die Hauptgründe der Volkskunst gewesen. Die Volkskunst müsse vor der kapitalistischen Ausbeutung geschützt werden, denn sonst werde sie zu einer traurigen Hausindustrie. Volkskunst müsse mehr den Charakter einer Lebensbefähigung tragen. So werde man sie in erster Linie finden in geschlossenen Hausweisen auf dem Lande. Einen Schutz für die Volkskunst biete auch ihre Organisation auf genossenschaftlicher Basis nach dem Beispiel der Kübler-Genossenschaft in b a d i s c h e n S c h w a r z w a l d.

Nur so könne die Volkskunst, welche ein Jungbrunnen für das technische Können eines Volkes und für seine nationale Kultur ist, sowie eine Befriedigung des Bedürfnisses, alle Gegenstände ebenso zweckmäßig wie schön herzustellen, bringt, in guter Weise fortentwickelt werden.

## Aus allen Gebieten.

Gesundheitspflege.

Ueber den Schlaf kleiner Kinder. Viele Mütter sind sich unklar, wie lange die kleinen Kinder in den ersten Jahren schlafen müssen. Dr. Caspel macht darüber in der Deutschen Med. Wochenschrift bemerkenswerte Ausführungen. Er schreibt: Es ist den Aerzten bekannt, daß das Neugeborene nach dem ersten Bade, falls es zweckmäßig berzorgt ist und namentlich vor Abkühlung geschützt wird, gleich seiner erschöpften Mutter in Schlaf verfällt, einige medernde Töne vfliegen ab und zu verraten, daß ein junger Erdenbürger in das Haus eingetreten ist. Dieser Schlaf wird in den ersten Lebenswochen nur dann unterbrochen, wenn irgend welche unangenehme Gefühlsempfindungen, sei es Kältegefühl, Nässegefühl, Hunger oder Durst und ähnliches mehr den Neugeborenen veranlassen, seine Stimme mehr oder weniger laut erschallen zu lassen. Ist der Beseitigung seiner Unlustgefühle Rechnung getragen, so umfähnt das Kind wiederum lundendanger Schlaf, und so verfährt der gesunde Säugling das erste Vierteljahr seines Lebens mit kurzen Unterbrechungen.

Erst im zweiten Quartal, wenn die Entwicklung des Zentralnervensystems erhebliche Fortschritte gemacht hat, erfährt der Schlaf etwas längere Rausen, in denen das Kind die äußeren Eindrücke schon lebhafter zu verarbeiten imstande ist. Längeres Wachen aber ist erst im dritten